

Gegenüber

Andere haben einen grünen Garten oder einen ansehnlichen Kirchturm oder gar das aufgewühlte Meer als Ausblick, wenn sie zu Hause aus dem Fenster blicken.

Von diesem Glück konnte ich nicht sprechen. Wir lebten in einem tristen Wohnblock, umgeben von teils noch tristeren Gebäuden. Ein einziges Grau in Grau. Fenster reihten sich an Fenster, verhangen mit Gardinen. Die Leute, die hier lebten, vermieden es, gesehen zu werden. Was ging es schon die Nachbarn an, welches Essen heute auf den Tisch kam? Ob Herr Mayer sich danach auf 's Sofa fläzte, während seine Frau den Abwasch machte und die Kinder sich schon mal die Zähne putzten, ehe gleich Schlafenszeit für sie war? Ob die liebe Mama ihnen noch was vorsingen würde, oder ob die Kleinen mit einer Tracht Prügel zu ihrer Ruhe gezwungen werden mussten? «Jetzt halt aber mal den Mund, du Rotzlöffel. Solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst...» Den Rest kennen wir ja. Ob nach all der Anstrengung des Tages der Mann noch von seinem Recht auf ein bisschen Vergnügen Gebrauch machen würde? Und auf welche Weise? Zur Freude oder zum Leid seiner Frau? Was ging es schon die Nachbarn an, welche Schicksale sich hinter den starren, eintönigen Fassaden abspielten? Genau wie die bewegungslosen, vergilbten Stoffbahnen, schien alles, was dahinter lebte, starr und eintönig zu sein.

Weshalb sollte es woanders anders sein als bei uns? Um Fünf in der Früh verließ mein Vater die Wohnung, genau wie der hagere Herr Köllin unter uns und der Mann mit dem Schnauz, dessen Namen ich vergessen habe, zwei Etagen über uns. Genau, wie etliche andere Männer in den Häusern rund um uns herum. Um sieben nach Fünf in den Bus, um Punkt Sechs auf der Baustelle, bereit, die Frühschicht zu übernehmen. Die Männer nannten das malochen. Erst als ich selbst beinahe ein Mann war, wusste ich, wovon sie sprachen. Ich hätte es lieber nicht gewusst.

Die Muttis machten uns das Frühstück. Zur Schule durften wir laufen. Kleine Grüppchen von Kindern, die zwei Kilometer ihre Ranzen durch die Stadt trugen, an der Schule angekommen, vor dem Herrn Pfarrer und der Fräulein Lehrerin knickten oder sich verbeugten und artig oder eben nicht artig - es gab solche und solche Tage - ihre Plätze einnahmen. Der verehrte Herr Pfarrer, dessen Nächstenliebe immer sonntags salbungsvoll von der Kanzel rieselte, sah es unter der Woche als seine heilige und allererste Pflicht an, vor allem den Bauernsöhnen und -töchtern unter uns, die Sauberkeit der Hände zu kontrollieren. Hatte er Einwände, so erlaubte er sich, noch vor Unterrichtsbeginn, die Dreckspfoten eigenhändig mit einer

Stahlbürste vom Schmutz zu befreien. Gelobt sei Jesus Christus! Vielleicht glaubte unser Herr Pfarrer tatsächlich, seine Waschungen kämen denen des Jesus von Nazareth gleich?

Während wir lernten oder für unsere Untaten (zum Beispiel mit dem Tischnachbarn tuscheln) büßten, gab es für die Muttis zu Hause genug zu tun und als wir nach der Schule wieder zu Hause ankamen, stand bereits das Mittagessen auf dem Tisch. So war es zumindest bei den meisten in unserer Gegend und diese Wonne des warmen Mittagessens ist mit das Schönste, woran ich mich aus meiner Kindheit erinnere. Wobei ich mich nicht beklagen sollte.

Ich und mein drei Jahre jüngerer Bruder hatten Glück, wir hatten zumindest eine liebe Mama. Unser Vater, naja. Dem ist schon ab und an die Hand ausgerutscht, wie es bei uns so schön hieß. Ob ich davon einen Schaden erlitten habe, weiß ich nicht. Dazu fehlt es mir wahrscheinlich an psychologischer Intelligenz. Jedenfalls hatten wir im Vergleich zum Eugen von gegenüber richtig Glück. Da wurden die Vorhänge nicht mal zum Lüften bei Seite geschoben. Was sich dort abspielte sollte erst recht keiner sehen. Was Eugens Vater in seinem Suff allerdings nicht klar sein konnte, war die Tatsache, dass erstens die Einfachverglasung der Fenster nicht das schluckte, was wir alle uns eigentlich gewünscht hätten, dass sie es zu schlucken vermögen und zweitens, dass Eugens Haut immer wieder die Handschrift seines Vaters Ausbrüche trug. Zum damaligen Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass diese Farben und Muster auf Eugens Haut, ganz ähnlich einem Kunstwerk, mich etliche Jahre später an ihn erinnern – nein, erschauern - ließen. Zu einem Zeitpunkt, wo ich dachte, der elenden Stadt und einer elenden Zeit längst entronnen zu sein. Meine jetzige Freundin - Diplom Psychologin (wie ich Arbeiterkind zu so was gekommen bin, ist mir noch immer ein Rätsel) - meint dazu: «Trauma ist immer jetzt. Der Körper trägt es noch immer in sich, umgeben von Schichten aus Erfahrungen.» Ich stelle mir da in meinem recht einfach gestrickten Hirn spontan eine Zwiebel vor. Im Innersten das böse Trauma, dann Schichten von allerlei Kindheitserfahrungen, später Alkoholexzessen, Sexgeschichten, malochen, malochen, malochen, Urlaube auf Malle, Urlaube in den Bergen, berufliche Weiterbildung in London (erst zu diesem Zeitpunkt wurde auch ich des Englischen mächtig), Heirat, Scheidung, zum Glück keine Kinder, Rente und die äußerste, die Jetzt-Schicht, ein ganz glücklich aussehender 69-Jähriger, Nicht-mehr-Kettenraucher, seit vier Jahren liiert mit einer dreizehn Jahre jüngeren Intellektuellen!

Irgendwann in einem schwülen Sommer - da waren wir schon beinahe fertig mit der Schule, halbstark oder sehr stark, je nach Veranlagung oder Prägung durch das familiäre Umfeld -

waren morgens Gegenüber die Gardinen beiseite gezogen. Tatsächlich blickte mich dieser jahrelang so düster und starr erscheinende Rahmen plötzlich mit offenen Angeln an. Ungläubig starrte ich darauf. Meine Mutter musste mich wohl beobachtet haben. « Heut Nacht haben sie den Eugen mit Blaulicht abgeholt. Den Herrn Schulze gleich mit. Allerdings hat der s nicht überlebt.« «s« stand für es und sollte heißen: den Kampf zwischen Vater und Sohn. Ich fragte mich, weshalb ausgerechnet in dieser Nacht die Fenster dort drüben dichtgehalten hatten. Zumindest für mich.

Mehrere Wochen blieb das Fenster mir gegenüber nun nackt. Ja, es erschien mir extrem nackt. So empfindsam, wie ein frisch geborenes Kätzchen. Der Anblick war so unglaublich befremdlich. Ich konnte mit einem Mal Veränderungen dahinter beobachten. Einfach so. Möbelpacker, Handwerker. Ein Kommen und Gehen. Ich konnte alles mitbekommen. Das immer leerer werdende Zimmer, das Abreißen der Tapeten, das Aufkleben der Neuen, die Pinselstriche der Maler, das Entweichen ihres Zigarettenrauches. Weiße Schwaden wie von einer indianischen Friedenspfeife, die alle Kümmernis und Brutalität für immer aus diesen Räumen mit sich forttrugen. Auch hörte ich das Klappern der Werkzeuge und das Gelächter der Handwerker. Ich sah und hörte alles. Ganz in echt. Keine Phantastereien. Ich schämte mich, so zu spionieren, weshalb ich versuchte, heimlich zu schauen. Gebückt unterm Fensterbrett oder hinter der Gardine, kauerte ich und versank in einer anderen Welt, wobei es doch eigentlich die richtige war. Für mich jedoch fühlte es sich an wie ein Traum. Gegenüber lief im offenen Fenster ein Film, der mich gleichsam ängstigte und freute.